Zeitschrift: Die Schweiz : schweizerische illustrierte Zeitschrift
Band: 12 (1908)

Artikel: Das Zeichen [Fortsetzung]
Autor: Wenger-Ruutz, Lisa
DOI: https://doi.org/10.5169/seals-576320

Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 17.02.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Nach dem Sturm. Nach Originalzeichnung von Walo von May, Bern-Berlin.

Das Zeichen.

Nachdruck verboten.
Alle Rechte vorbehalten.

Eine Erzählung von Lisa Wenger-Ruutz, Basel.

(Fortsetzung).

Die Nacht sank.

„Christe, geh du heim, ehe das Gewitter kommt!" mahnte Sami Tönnen. „Sieh, wie es aufsteigt wie eine große Hand, die den Himmel umkrallen will! Du mußt machen, wenn du trocken heim willst!"

„Soll ich nicht dableiben? Ihr könntet mich brauchen!"

„Da ist nichts zu helfen! Wenn du morgen vorbeikommst, so kehr' ein! Wenn es vorüber ist, berichten wir dir."

Christen gab Liseli die Hand, und Sami begleitete ihn hinaus.

„Das ist bös abgelaufen," sagte er. „Ich hab's gut mit dir im Sinn gehabt; aber von deiner Sache kann jetzt nicht geredet werden!"

„Das pressiert nicht," sagte Christen, „und ich wollte, ich wäre nicht gekommen! Aber an so etwas konnte man nicht sinnen!" Langsam ging er vom Hof weg, kam dann in ein rasches Gehen und war bald im Wald verschwunden.

„Vater, ich bleibe heute nacht bei der Mutter," sagte Liseli. „Geh du schlafen; du mußt morgen früh heraus!" Der Vater wollte widerreden oder Eisi dem Liseli als Hilfe lassen; aber ungeduldig wehrte das Mädchen ab.

Essen mochte niemand außer Fritz, dem alten Knecht. Liseli trank ein wenig Milch. Der Vater blieb bei ihr bis elf Uhr; dann ging er, seine Kräfte für den nächsten Tag sparend. Er war unbeweglich an Katris Bett gesessen, das leere Pfeifchen in der Hand, stumpf und unfähig, zu denken. Der Schlag war zu plötzlich gekommen; Sami konnte noch gar nicht verstehen, was geschehen war.

„Soll ich nicht lieber dableiben?" fragte er die Tochter noch einmal; aber sie schüttelte nur den Kopf.

Da ging er in das obere Stüblein schlafen, wo ein Lager für ihn gerüstet war.

Stunde um Stunde saß Liseli am Bett der sterbenden Mutter und starrte sie an. Sie war wie gelähmt, und nur das eine konnte sie denken und dachte sie immerfort: Du bist schuld! Du bist schuld! Sie durchlebte den Augenblick, in dem die Mutter zusammengesunken, jede Minute von neuem und fühlte den tödlichen Schreck eiskalt an ihr Herz greifen.

Unbeweglich lag die Mutter da, unaufhörlich mit ihren halben Pupillen unter den Lidern hervorschielend. Es war ein spöttischer Blick, den die Augen hatten; er fiel schräg auf der Tochter Gesicht, die nicht wegzusehen wagte.

Es war dunkel in der Stube. Die kleine Petrollampe brannte ungleich; alle Augenblicke flackerte sie auf, gepeitscht von den Windstößen, die den Weg durch das offene Fenster fanden. Das Licht kam und verschwand auf der Kranken Gesicht, und Liseli glaubte beständig, die Mutter habe die Augen aufgeschlagen. Aber wenn sie recht hinsah, war es doch wieder der alte, schielende Blick. Liseli setzte sich anders; sie konnte es nicht aushalten, diesen anklagenden Pupillen gegenüber.

Der Himmel hatte sich mit Schwarz bedeckt. Schon lange hatten ferne Blitze gezuckt und das Dunkel der Wolken gespalten. Plötzlich stand das Wetter über dem Tal. Eine feurige Helle, ein greller, zackiger Blitz, ein ohrenbetäubender furchtbarer Schlag, der die Erde zertrümmern zu wollen schien! Liseli fuhr hoch vom Stuhl in die Höhe, an allen Gliedern zitternd. Eine unbestimmte Furcht erfaßte sie. Sie setzte sich noch weiter vom Bett der Mutter weg, auf eine Stabelle, die an der Wand stand, nur um die Pupillen nicht mehr sehen zu müssen.

„Sie sieht mich so an, weil ich schuld bin," dachte sie schaudernd, „und Gott schickt das Gewitter auch deswegen! Und die Mutter hat recht gehabt: eine Scheinheilige bin ich und habe nicht den Mut gehabt, ihr vorher die Wahrheit zu sagen! Hätte ich es ihr früher ge-

sagt, so wäre es nicht so plötzlich über sie gekommen, und sie läge jetzt nicht so da! Ich bin schuld!" In ihrer Angst rang Liseli die Hände.

„Was soll ich nur machen! Wenn doch der liebe Gott mir helfen wollte! Ich will beten!"

Das war ihr ein wohltuender Gedanke. Sie lehnte sich zurück, faltete die Hände und preßte sie in inbrünstigem Gebet zusammen. Sie hatte dabei das sichere Gefühl, daß die Mutter erwachen werde.

Lange saß sie so, betend, flehend, sich vor Gott anklagend. Endlich, nach einem langen Amen öffnete sie die Augen. Die Mutter lag da wie vorher, und draußen tobte das Wetter wie vorher, schlug sich an den Felsen auf, hallte im Echo wieder, fing sich in den Felswänden des Hexenkessels und brüllte und wütete, daß das Brausen des hochangeschwollenen Dündenbaches darin unterging.

„Der liebe Gott läßt mich im Stich," dachte entsetzt Liseli. „Natürlich! Er hats auch gehört, was die Mutter sagte: Der Mutter Fluch reißet sie nieder! Das bleibt jetzt gesagt für alle Zeiten, und wenn sie nicht aufwacht und den Fluch von mir nimmt, so muß ich ihn tragen, bis ich sterbe! Den kann keiner von mir nehmen als die Mutter!"

Liseli ging zu ihr ans Bett.

„Mutter," bat sie halblaut, „wach nur ein einziges Mal auf und nimm den Fluch von mir! Ich will den Christen lassen und will dir gehorchen! Aber geh nicht so aus der Welt, Mutter!"

Die Pupillen der sterbenden Frau starrten unbeweglich ins Leere. Da überfiel ein plötzliches Entsetzen Liseli; sie sprang zur Türe und die Treppe hinauf, wo die Magd schlief.

„Eisi! Um Gottes willen komm zu mir; ich kann es nicht aushalten allein!" Eisi rieb sich schlaftrunken die Augen, kleidete sich an und ging mit Liseli hinunter. Sie setzten sich dicht nebeneinander, Liseli legte den Kopf auf Eisis Schulter, schloß die Augen und schlief bald darauf ein.

Am nächsten Tag kam der Doktor von selbst und fand Katri, wie er sie gestern verlassen. Er schüttelte den Kopf. Es wurde ihr Nahrung zugeführt, sie wurde gewaschen; aber sie rührte sich nicht dabei.

Der Doktor gab ein paar Verhaltungsmaßregeln und ging.

Christen war am Morgen dagewesen und wollte am Abend wiederkommen. Liseli hatte sich nicht sehen lassen. Leute aus Kiental kamen. Die Nachricht, daß Katri Tönnen einen Schlagfluß gehabt, durchlief rasch das Dorf. Den ganzen Tag mußte Sami Red und Antwort geben. Die Neugierigen begehrten Katri zu sehen und standen am Bett, die Hände über dem Armkorb und dem Regenschirm gefaltet, und starrten sie an.

„Jesses ja, wenn einen der liebe Gott so in seinen Sünden dahinrafft!" sagten sie. „Man weiß doch nie, was einem wartet! Es hätte gerade so gut unsereines geben können!" Oder sie meinten: „Warum es nun gerade die Katri getroffen hat! Sie war doch sonst eine Gute!"

Dann gingen sie hinunter und ließen sich den Käse und den Wein schmecken, den ihnen Sami bot. Sie schneuzten sich und schnupften in ihr Taschentuch; denn das glaubten sie dem Bauer gegenüber schuldig zu sein. Wenn sie dann unterwegs andern begegneten, die nach dem Tschingel pilgerten, so waren sie glücklich, bereits eine Beschreibung von der Kranken geben zu können.

„Wie ein Klotz liegt sie da! Die Augen verdreht, als hätte sie der — mit Verlaub zu sagen — Gottseibeiuns angepackt! Und röcheln tut die Katri, man meint, die Seele wolle ihr aus dem Leib fahren! Der Bauer sitzt dabei wie ein weißes Tuch und hat seit gestern sicher zehn Pfund gemindert!"

„Und das Meitschi?"

„Das haben wir nicht gesehen! Es habe die Nacht gewacht, hieß es, und schlafe jetzt!"

Doppelt neugierig geworden durch diese Beschreibung machten die Leute, daß sie weiterkamen, damit die Katri nicht etwa sterbe, während sie noch unterwegs waren.

Die Katri starb nicht. Sie lag unbeweglich und starrte ins Leere, Stunde um Stunde, Tag für Tag.

„Lebt sie noch?" fragten am Morgen die, die geschlafen hatten, die andern.

„Lebt sie noch?" fragte der Doktor, wenn er von Kiental herauskam.

„Lebt sie noch?" fragte Christen, der jeden Morgen, wenn er mit den Fremden vorüberzog, schnell seitab sprang in den Tschingelhof.

Und Morgen um Morgen hieß es: „Sie lebt noch!"

Eine furchtbare Pflege begann. Die gelähmten Organe funktionierten nicht mehr. Der Leib wurde aufgetrieben und unförmlich. Es war ein Verwesen bei lebendigem Leibe, Katri war eine atmende Tote. Dabei immer das Röcheln und der starre Blick...

Tag und Nacht wich Liseli nicht vom Bett der Mutter. Zum Essen und wenn Leute kamen, ging sie hinaus. Christen hatte sie kein einziges Mal sehen wollen, obwohl sie Heimweh nach ihm hatte. Ihre Hände zitterten beinahe unaufhörlich vor Aufregung, Seelenqualen und Mangel an Schlaf. Wenn sie allein war, so flehte sie ihre Mutter an, noch einmal aufzuwachen, und flehte Gott an, die Mutter nicht zu sich zu nehmen, ehe sie den Fluch, den sie ihr gelassen, in Segen verwandelt. Aber die starren Pupillen regten sich nicht, und der röchelnde Mund sprach nicht! Immer tiefer versank Liseli im Bewußtsein ihrer Schuld, immer bestimmter grub es sich ihr in Herz und Hirn: Du bist schuld daran! Du bist schuld daran!

Tage und Nächte lösten sich ab, und morgens und abends hörte man im Hause nur das grausige schauerliche: „Lebt sie noch?"

Sami, dessen Leben Katri geteilt, konnte es kaum mehr aushalten, die Frau, die er lieb gehabt, die in heller Schaffens- und Lebensfreude neben ihm gearbeitet und gelebt hatte, so dahinsterben zu sehen.

„Wenn sie nur um Gottes willen sterben könnte!" sagte Eisi zu Fritz dem Knecht, der in der Erregung seinen Kautabak weit ausspuckte, wie er immer tat, wenn ihm etwas unangenehm war. „Die Lebenden gehen daran zugrunde! Ist so etwas auch schon erhört worden!"

Nur Liseli hätte jede Stunde halten mögen, die der Tag hatte. Die Mutter lebt noch! Sie kann noch einmal aufwachen! Sie hielt aus am Bett, wenn es die andern von dem lebenden, verwesenden Leichnam fort-

trieb. Sie hoffte und flehte und bat Gott, die Mutter noch da zu lassen, bis sie ihr verziehen.

„Sie muß den Fluch zurücknehmen, lieber Gott, du weißt es ja! Amen!" So schloßen alle Gebete Liselis.

Am Sonntag, acht Tage, nachdem Katri zusammengesunken war, verstummte das Röcheln. Die atmende Brust hob sich nicht mehr, die Wangen wurden gelb, der schräge Blick der Pupillen trübte sich und wurde farblos — Katri war tot!

Am nächsten Tag wurde sie begraben. Ein langer Leichenzug bewegte sich nach Reichenbach hinunter, und dort wurde der Erde übergeben, was ihr schon lange gehört hatte.

Oben im Tschingelhof war Liseli in dumpfer Verzweiflung zurückgeblieben. Die Mutter war gestorben und hatte ihr die Last nicht abgenommen! Nun konnte sie ihr ganzes Leben lang nie mehr glücklich sein und nie mehr froh werden! Christen durfte sie nun nicht heiraten, und kein Mensch konnte ihr mehr helfen!

Sie aß nicht mehr und konnte kaum mehr schlafen. Schließlich wurde sie krank. Man wußte nicht recht, was es war, ein Fieber, dessen Ursache man nicht fand. Ein paar Tage lag sie im Bett, und dann ging sie wieder an ihre Arbeit, weniger erschöpft als vorher und auch ein wenig erholt von dem Eindruck der furchtbaren acht Tage am Bett der lebend-toten Mutter, und doch eine andere geworden . . .

* * *

Es war ungefähr acht Wochen nach dem Begräbnis von Katri Tönnen, als Christen vom Kienital hinunterstieg und an der Glocke des Pfarrhauses seines Kirchspiels anläutete.

In einem Gartenhäuschen saß der Pfarrer, ein Buch vor sich und eine kurze Pfeife neben sich. In der Wand war ein kleines viereckiges Loch angebracht, durch das er Ausschau halten konnte, wenn jemand kam, um dann entweder mit seinem beschaulichen, pfarrherrlichen Gang durch den Garten seinen Besuchern entgegenzugehen oder mäuschenstill in seinem Gartenhäuschen zu bleiben.

Heute, als er Christen Vonkänel sah, erhob er sich sofort und ging selbst zur Hausglocke, um Red und Antwort zu geben.

Er war ein alter, hochgewachsener Mann, dessen Rücken aber etwas gerundet war und dessen Beine nicht mehr so jugendlich standhielten, wie der für jedes Interesse offene Sinn, das empfängliche Gemüt und das gute, jung gebliebene Herz. Seine Augen hatten einen unbeschreiblich freundlichen Ausdruck, und seinem Mund sah man es an, daß seit langer Zeit kein böses Wort über die Lippen gekommen. Dabei saß ihm doch der Schalk in den Mundwinkeln. Die weißen Haare fielen gerade und steif bis auf den Rockkragen, und sein langer Bart gab ihm das Aussehen eines Patriarchen. Ein violettes, etwas zu kleines Hauskäppchen saß neugierig und verwegen auf den weißen Haaren. An geistigen Genüssen schätzte der Pfarrer ein erfreuliches Buch am meisten und von materiellen sein gemütliches Frühstück unter der Linde, mit dem goldgelben Honig auf dem gewürfelten Tischtuch, dem herrlich duftenden Kaffee und seinem Pfeifchen. Bedingung zur vollen Behaglichkeit war die Anwesenheit der Frau Pfarrer und Erhöhung des Genusses ein Brief der verheirateten Tochter und das tausendfache Summen der Bienen, die den Lindenbaum umschwirrten. Die drei letzten Genüsse gehörten aber eigentlich wieder den idealen Freuden an . . .

„Grüß Euch, Christen! Das ist schön, daß Ihr kommt! Ihr seid mir ja ein rarer Besuch!" rief der Pfarrer Christen entgegen und hob sein violettes Sammetkäppchen.

„Ich habe alle Tage zu führen, Herr Pfarrer, Sonntags wie Werktags; da kommt die Kirche zu kurz!"

„Darum habe ich es nicht gesagt! Ihr werdet den lieben Gott auch draußen schon angetroffen haben! Aber was führt Euch her? Kann ich etwas helfen?"

„Ihr habts getroffen, Herr Pfarrer! Ich habe Euch fragen wollen, ob Ihr nicht einmal hinaufkommen wollet zu meiner Braut, dem Liseli Tönnen . . ."

Der Pfarrer hatte Christen in sein Gartenhäuschen geführt und ihn genötigt, auf den rotbezogenen Kissen der Bank Platz zu nehmen.

„So, so, das Liseli! Das ist ein braves Meitschi und kein lustiges! Da wünsche ich Euch Glück, Christen!"

„Herr Pfarrer, es ist mit dem Glück nicht weit her," sagte Christen. „Wenn ich sage ‚Braut', so ist das nur halb wahr! Wie die Bäuerin gestorben ist, wißt Ihr; aber Ihr wißt nicht, was ihrem Tod voranging!"

Der Pfarrer schüttelte schweigend den Kopf und legte sein Pfeifchen beiseite. Christen erzählte ihm das traurige Erlebnis und daß die Mutter Liselis aus der Welt gegangen sei mit einem Fluch für ihr Kind auf den Lippen.

„Liseli ist seither eine andere geworden! Aengstlich vermeidet sie, mit mir allein zu sein; von einer Verlobung oder gar von der Hochzeit will sie nichts hören und verlangt von mir, daß ich ihr das Jawort zurückgebe. Sie läßt es sich nicht nehmen, daß sie schuld sei an ihrer Mutter Tod und daß sie das büßen müsse!"

„Das ist traurig," sagte der Pfarrer; „das arme Mädchen! Sie ist eines von den brävsten im Lande herum und hat ihrer Mutter gehorcht wie nicht bald eine . . ."

„Ich habe Euch bitten wollen, Herr Pfarrer, ob Ihr nicht einmal mit Liseli reden wolltet und es ihr vorstellen! Auf Euch hört sie mehr als auf mich und den Vater; sie ist ja bei Euch in die Unterweisung gegangen!"

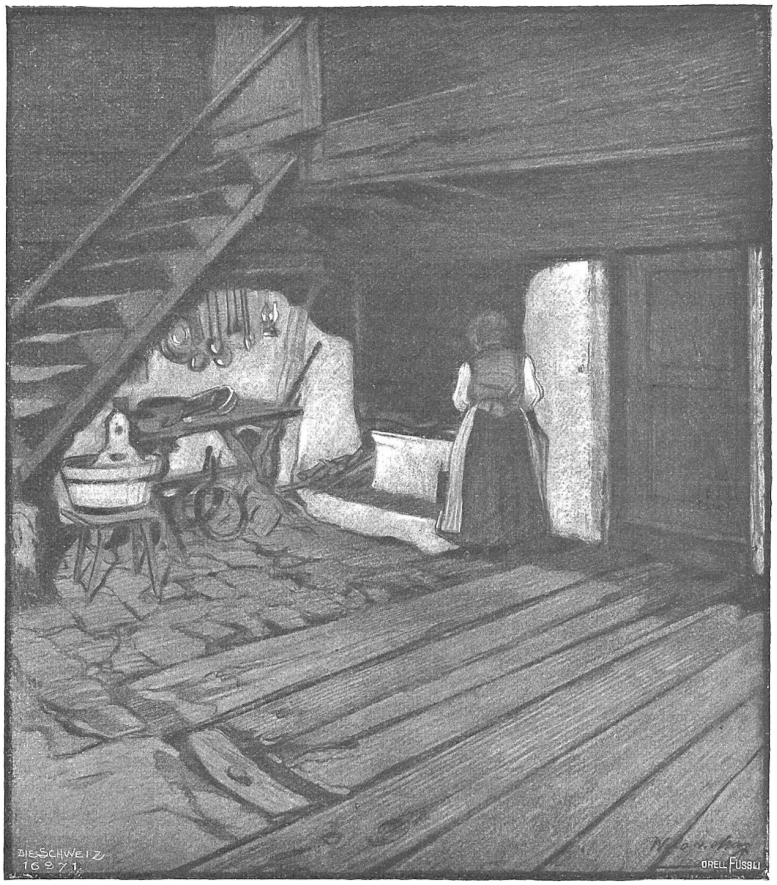
„Ist der alte Tönnen mit der Heirat einverstanden?"

„Ja! Aber wenn wir das Liseli sagen, so gibt sie zur Antwort: ‚Aber der Mutter Fluch reißt sie nieder!' Es ist gar nichts zu machen! Und dann weint sie wieder stundenlang, weil es ihr so schwer werde, von mir zu lassen, sagt der Vater . . ."

„Habt Ihr ein Wägelein hier?"

„Nein! Liseli darf nicht merken, daß ich Euch geholt habe; sie muß denken, Ihr wollet ihnen einen Besuch machen im Tschingel hinten."

„Ich komme in den nächsten Tagen. Es wird sich schon eine Gelegenheit geben." Christen dankte und wollte sich erheben; aber der Pfarrer drückte ihn auf seinen Sitz nieder und fing an, dieses und jenes zu fragen, bis er wußte, was er zu wissen begehrte. Dann ließ er sich durch Christen von seinen Plänen erzählen und von seinen Freuden und Mühen als Bergsteiger, und zuletzt führte er ihn zu seinen Hühnern und zeigte mit Stolz die diesjährige Aufzucht. Daß er dabei ein wenig langfädig wurde, war das einzige, woran man merken konnte, daß das Alter auch diesen vortrefflichen Mann



Aus Latterbach im Simmental. Kücheninterieur.
Nach farbiger Kohlenzeichnung von Walo von May, Bern-Berlin.

an einem Zipfelchen gepackt hatte. Christen lobte die Hühner und die Küchlein, den Hahn und die Enten, dankte dem Pfarrer herzlich und ging.

Wenige Tage darauf fuhr ein Bernerwägelein auf dem steinigen Weg, der durch den Tschingel führte, und bog zum Tschingelhof ab.

Als Sami Tönnen unter die Stalltüre trat, sah er den Pfarrer absteigen, rief dem Knecht, daß er ausspanne, und schüttelte seinem Besucher die Hand.

„Ich habe sehen wollen, wie es Euch und Liseli geht," sagte der Pfarrer, und mit einem Seufzer und einem „Ja-si-Gott!" führte Sami ihn in die Stube.

„Mit dem Meitschi wills nicht gehen," sagte er und zuckte mit den Achseln. „Dem hat der Schreck und die Angst um die Mutter übel mitgespielt, und sie ist nicht davon abzubringen, daß sie am Tod der Mutter schuld sei! Es wäre gut, wenn Ihr ein wenig ihr zureden wolltet, Herr Pfarrer!"

„Laßt mich dann mit Liseli allein," bat der Pfarrer; „vielleicht nützt das Zureden von einem Fremden mehr als von den Eigenen!"

„Der Doktor hat's auch schon probiert; es hat aber nichts genützt!"

Liseli kam und begrüßte den Pfarrer, zu dem sie in die Unterweisung gegangen und den sie von jeher lieb gehabt hatte, mit sichtbarer Freude.

Man sprach vom Begräbnis der Mutter und von der Oede und Leere, die nun überall im Hause sich fühlbar mache. Plötzlich sagte Sami: „He, wer hat mich da gerufen?" hielt den Kopf schief, um schärfer zu hören, und ging zur Türe hinaus. Der alte, weißhaarige Pfarrer nahm liebevoll die Hand des Mädchens in die seine.

„Du hast da ein großes Leid durchmachen müssen, Liseli," sagte er; „aber ich habe auch gehört, daß du das Schönste gewonnen hast: die Liebe eines tüchtigen und guten Menschen!"

„Ach, Herr Pfarrer," sagte Liseli, und ihre Stimme wankte, „damit ist es vorbei! Daran darf ich nicht mehr denken!"

„Warum nicht, Liseli?"

„Ihr wißt nicht, wie furchtbar es gewesen ist und was das sagen will, wenn einem die Mutter stirbt mit einem Fluch auf den Lippen und man kann sie nicht um Verzeihung bitten und nicht anflehen, den Fluch zurückzunehmen! Und wie das ist, wenn man des Nachts aufwacht und sieht immer die sterbende Mutter vor sich und hört immer die schrecklichen Worte und weiß, daß man schuld ist an ihrem Tod! Das ist schrecklich, Herr Pfarrer! Ich habe Tag und Nacht keine Ruhe mehr!" Liseli strich sich mehrere Male nacheinander über die Haare.

„Aber Kind! Das konntest du doch nicht vorher wissen, daß die Sache so ausgehen würde!"

„Wohl! Ich habe vorher gewußt, daß die Mutter die Heirat mit Christen nur ungern zugeben würde, und ich habe ihn doch kommen heißen und habe der Mutter gesagt, daß ich nicht von ihm lassen will! Das hat sie so erzürnt, und da hat die Mutter das Wort gesagt, Ihr werdet schon wissen welches, und darauf ist sie umgefallen! Herr Pfarrer, kann ich jetzt noch den Christen heiraten?"

„Das Heiraten pressiert nicht, das hat noch gute Weile! Unter so einem Eindruck gründet man keine Familie, das wäre unrecht und unklug! Aber darum kannst du dich doch freuen, daß der liebe Gott, wenn er dir die Mutter nahm, dir den Christen gab!"

„Der liebe Gott hat sie mir nicht genommen, ich habe sie getötet!" sagte Liseli mit starrem Blick.

„Nein, Liseli! Die Mutter wäre früher oder später doch einem Schlagfluß erlegen! Und denk', wie viele Leute daran sterben, die ruhig auf einem Stuhl saßen oder im Bett lagen, und es hat sie kein Mensch erzürnt! Die Unterredung wegen Christen mag den Anlaß gegeben haben, die Ursache war sie nicht!"

„Ich kann aber nicht glücklich werden mit der Mutter Fluch statt ihres Segens!"

„Den Segen des Vaters hast du! Und wenn die Mutter länger gelebt hätte, so hätte sie eingesehen, daß du und der Christen wohl ihren Segen verdienen, und hätte ihn euch gegeben..."

„Aber, Herr Pfarrer, was in der Bibel steht, ist doch wahr! Und da steht: Des Vaters Segen bauet den Kindern Häuser, aber der Mutter Fluch reißet sie nieder! Und diesen Fluch hat die Mutter ausgesprochen, und daran ist sie gestorben!"

„Du liesest die Worte, die in der Bibel stehen, und spürst den Geist darin nicht! Ja, wo der Mutter Fluch ein verdienter war, da mögen die Häuser fallen und das Glück zusammenstürzen! Aber ein unverdienter Fluch oder ein unüberlegter, einer, der im Zorn, um menschlicher Schwäche willen ausgesprochen wurde, der hat keine Geltung, den nimmt Gott nicht an! Oder traust du das Gott zu, Liseli?"

„Nein!"

„Sag mir, Liseli, warum war deine Mutter dagegen, daß du den Christen heiratest?"

„Weil er Knecht war und keinen Hof hat!"

„Sind das Gründe, die Gott anerkennen würde, Liseli?"

Liseli sah den Pfarrer mit großen Augen an. Sie besann sich einen Augenblick.

„Nein, ich glaube nicht!"

„Ich glaube auch nicht! Sieh, deine Mutter war eine energische, tatkräftige Frau! Rasch zur Arbeit und zum Geben, aber auch rasch bei der Hand mit heftigen Worten! Auch das arge Wort hat sie in der Aufwallung gesagt, im Zorn. Und zu dem Zorn hat sie keine Ursache gehabt, da war sie im Irrtum. Ein Fluch, der vor Gott Geltung haben soll, darf aber kein ungerechter sein! Darum halte du dich an des Vaters Segen!" Liseli fing an zu schluchzen.

„Ach, Herr Pfarrer, es würde mir ja das Herz abdrücken, wenn ich von Christen lassen müßte! Und gerade das ist so furchtbar schwer, daß ich ihn lieb habe und doch nicht weiß, ob es recht ist, wenn ich ihn nehme! Wenn Ihr aber meint, daß es recht sei, wenn ich den Christen heirate — trotzdem — so will ich mich auf Euch verlassen!"

„Ich glaube, du kannst es, Liseli! Daß ihr der Mutter Andenken ehrt und euch nicht eilt mit dem Heiraten, ist recht und selbstverständlich! Dann ist auch mehr Zeit darüber hingegangen, du bist ruhiger geworden, das Schreckliche weckt dich des Nachts nicht mehr auf und verfolgt dich nicht bei Tage, deine Urteilskraft ist sicherer und weniger beeinflußt als jetzt, und du siehst dann klar, was du jetzt nur glaubst im Vertrauen in mich."

„So soll es meine Buße sein, ein Jahr lang mit dem Heiraten zu warten," sagte Liseli. „Die Mutter wird mir bis dahin schon ein Zeichen geben, daß sie es erlaubt! Und Euch, Herr Pfarrer, danke ich vielmal; Ihr versteht es ja am besten, und wenn Ihr meint, es sei recht, so wird es wohl recht sein!" Dankbar sah Liseli zum Pfarrherrn auf. „Ich komme mir vor wie erlöst! Ich kann Euch gar nicht sagen, was ich ausgestanden habe! Also meint Ihr ganz sicher, ich sei nicht schuld an Mutters Tod?"

„Ganz sicher, Liseli! Und jetzt zeig' mir den Garten!" Draußen sah der Pfarrer erst, wie blaß und hohläugig das Mädchen geworden war und was für ein angstvoller Zug sich in das feine Gesicht gegraben.

Liseli pflückte einen schönen bunten Spätherbststrauß aus lauter Astern und Dahlien, aus feuerroter Salbei und den letzten Reseden, die alle nach Sonne und frischer Luft dufteten, weil die warmen Strahlen tief in die zarten Kelche getaucht waren. Der Pfarrer nahm ihn und trug ihn wie ein kleines Kind im Arm, und die Bienen kamen, um daran zu naschen. Sie flogen um des Pfarrers Gesicht und Hände, der die kleinen Freunde liebte und kannte. Liseli sprang noch schnell in den Keller und holte ein goldgelbes, in ein Krautblatt eingewickeltes Bällelein Butter.

„Für die Frau Pfarrer," sagte sie; „es wird denk wohl im Wägelein noch Platz haben!"

Sami kam und verexküsierte sich, daß er so lange weggeblieben. Er half dem Pfarrer einsteigen, der sich herzlich von den beiden verabschiedete.

„Lebt wohl, Herr Pfarrer, behüt' Euch Gott!" scholl es hinter ihm her.

Als er an Kiental vorbeifuhr, begegnete er dem Zimmermann Vonkänel, Christens Bruder, und hielt den Wagen an. „Sagt dem Christen, er solle im Tschingelhof einkehren; er werde erwartet! Und grüßt ihn von mir!" Dann fuhr er weiter und freute sich den ganzen Weg hinunter ins Tal, äußerlich über das schöne Ländchen, durch das er fuhr, und innerlich darüber, daß es ihm gelungen, ein gequältes und verirrtes Menschenherz zu trösten.

Christen ließ sich des Pfarrers Botschaft nicht zwei Mal sagen! Am selben Abend noch, kaum heim von

Aus Latterbach im Simmental. Kücheninterieur.
Nach farbiger Kohlenzeichnung von Walo von May, Bern-Berlin.

seiner Bergfahrt, kehrte er um und lief in den Tschingel, so schnell er konnte. Herzlich und mit glücklichen Augen empfing ihn Liseli.

„Ach, Christen, der Herr Pfarrer sagt das Gleiche wie ihr alle! Er hat mir zugeredet und mir die Angst vom Herzen genommen. Ich sehe es jetzt deutlich, daß es kein Unrecht ist, wenn ich dich lieb habe und wenn wir uns heiraten!" Christen ließ sein Meitschi nicht weiter reden, er drückte es so fest ans Herz, daß es sich wehren mußte. Darauf gingen sie zum Vater hinein und besprachen mit ihm ihre nähere und weitere Zukunft. Dabei ging Liseli mit fröhlichen Schritten in der Stube herum und begoß die Blumen, die trotz der späten Jahreszeit noch vor seinen Fenstern blühten.

Liseli erklärte, daß sie ein Jahr warten wolle mit dem Heiraten und hoffe, daß ihr die Mutter bis dahin verziehen haben werde.

„Ein Jahr ist lang!" sagte Christen kläglich, machte aber keine weitern Einwendungen. Darauf sprachen sie von der Mutter, zum ersten Mal, ohne daß Liseli in Selbstanklagen und Schluchzen verfiel.

Der Vater erzählte von der Zeit, da Katri jung und sein Schatz gewesen, und davon, wie fleißig und wirtschaftlich und tüchtig die Frau gewesen und wie alles vor ihr Respekt gehabt! „Ich auch," schloß er und machte ein verwundertes Gesicht, als die andern lachten. Er holte eine Flasche Wein herauf und schenkte ein, und ruhig und würdig tranken die drei ein Glas auf Liselis und Christens Zukunft. Darauf ging Christen, und erleichtert begab sich Sami zu Bett, froh, daß sein Kind endlich wieder in ein ruhige Geleise gekommen sei. Liseli aber schlief zum ersten Mal seit der Mutter Tod die ganze Nacht hindurch und erwachte voll Erstaunen darüber, daß ihr die Sonne lachend ins Gesicht schien.

(Fortsetzung folgt).

Der Tote vom Hinterberg.

Alle Rechte vorbehalten.
Nachdruck verboten.

Roman in Bleistiftnotizen von Leo Wirth, Charlottenburg.

(Fortsetzung).

Aber ich habe es immer noch nicht ganz geglaubt, immer noch eine schwache Hoffnung genährt, immer noch ein Wunder vom Himmel für möglich gehalten, das mich retten würde. Eine letzte Frage noch richtete der Verzweifelnde an das Schicksal. Diese sollte entscheidend sein. Der Name, meinte ich, mag viel äußere Wirkung tun, vielleicht sogar entscheidet er alles. Nur weil ich keinen berühmten Namen habe, läßt man mein Bestes unbeachtet — meine Werke sind am Ende doch nicht gar so schlecht, nur das Vorurteil dem Unbekannten gegenüber lehnt sie ab. Da kam vor kurzem ein Preisausschreiben. Manuskripte in Schreibmaschinenschrift, ohne Namen, nur mit Motto versehen, sollten eingereicht werden. Die besten würden prämiert, die Namen erst nachher ermittelt und veröffentlicht. Hier also war der Name völlig ausgeschaltet, nur der Wert der Arbeit entschied, und die Preisrichter waren die berühmtesten Schriftsteller und Kritiker Berlins. Das Urteil, das von diesen kam, mußte unparteiisch, gerecht, ein reines Schicksalsurteil sein.

Dieses Schicksal nun wollte ich zum Schlusse noch befragen. Meine beste Novelle ließ ich mit Schreibmaschine kopieren und sandte sie ein. Unter dem Motto: „Wer nie sein Brot mit Tränen aß ..." Vier Wochen wartete ich in Angst und Hoffnung. Mein Bestes hatte ich hingegeben, Besseres vermochte ich nicht zu bieten, der Preis mußte mir zufallen, oder ich war für immer gerichtet. Heute kaufte ich mir die Nummer des Blattes, in der die Entscheidung stand. Mein Name war nicht dabei: der erste und alle die folgenden Preise, sie fielen andern zu. Nicht einmal angekauft hat die Redaktion meine Novelle, wie sie es mit einer Reihe von Nichtprämierten tat; heute abend kam das Manuskript mit dem üblichen Bedauern zurück. Keine Stimme war dafür abgegeben worden. Wertlos!

Ich habe mein Urteil empfangen. Was wäre jetzt noch ein neuer Roman? Ein törichter Kraftaufwand und eine neue Niederlage! Gottlob, nun brauch' ich ihn nicht mehr zu schreiben; ich weiß das Resultat ja schon im voraus! Ganz genau weiß ich es nun. Meine Stirne hat die Muse der Poesie nie geküßt. Ich bin kein Dichter. Kreise hab' ich wohl gezogen, weit hinaus und weiter, doch in einem vereinsamten, toten Wasser. Nie werde ich ein Gottfried Keller, nie schreibe ich einen „Jörn Uhl", nie bringe ich ein „Alt Heidelberg" auf die Bühne. Und „Jörn Uhl" und „Alt Heidelberg" sind ja nicht einmal Gipfelpunkte, nur Modeerfolge der Saison, die ihre Verfasser reich gemacht haben! O, nicht einmal zu einem Saisonerfolg wird mein Talent ausreichen, nicht einmal zum bescheidenen Tageserfolg eines Unterhaltungsschriftstellers oder Familienblattpoeten! Ach, ich habe viel gelesen und weiß, daß ich nicht schreibe wie alle andern, nicht so gefällig, nicht so gut! Würde man mich jetzt fragen, was ich eigentlich kann, was ich eigentlich will, bei Gott, meine Antwort müßte lauten: „Ich weiß es nicht ..."

Vor Jahren las ich mal ein Wort, das mich seiner Häßlichkeit wegen empörte. Es hieß Pubertätspoesie ... Hat dies Wort seine Existenzberechtigung nicht an mir selbst nachgewiesen? Was waren meine vielen Liebesgedichte anderes? Kann denn jene geheimnisvolle Kraft, die jeden faulen Schuljungen zum Dichter macht, einen Menschen durchs ganze Leben tragen?

Nur zum Lokalpoeten würde die Kraft vielleicht getaugt haben. Daß ich das nicht erkannte! Daheim hätte ich ein Dichter sein können, wie es im Land so viele gibt, wie schon mein Großvater einer war, der hinterm Ladentisch holprige Verse machte ... Zu allen Geburtstagsfesten, Hochzeiten, Kindstaufen und Todesfällen hätte ich meine Strophen gedichtet, sie vielleicht auch im „Intelligenzblatt" abdrucken lassen, hie und da sogar eine Erzählung im „General-Anzeiger", und ich wäre geachtet und geehrt gewesen von der ganzen Stadt, vom ganzen Amtsbezirk. Glücklich wäre ich gewesen und einst in Ehren als ein großer Dichter begraben worden, als einer der wenigen glücklichen Musensöhne, die ihren Kindern zum Nachruhm auch noch irdische Güter hinterlassen ... Hätte ich mich nur